Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Das böse Geld
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663891

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

100 Serie 2 H. Nr. 042781 100

Schweizer Freigeld

Diese Banknote ist vom Inhaber an den angegebenen Tagen zu vervollständigen. Sie gilt dann an allen Bundeskassen, vor Gericht und im Verkehr

Ein Hundert Franken.

Das Eidg. Währungsamt.

	7. Sept. 10 Rp.	5. Okt. 10 Rp.	2. Nov. 10 Rp.	7. Dez. 10 Rp.
10. Aug. 10 Rp.	14. Sept. 10 Rp.	12. Okt. 10 Rp.	9. Nov. 10 Rp.	14. Dez. 10 Rp.
17. Aug. 10 Rp.	21. Sept. 10 Rp.	19. Okt. 10 Rp.	16. Nov. 10 Rp.	21. Dez. 10 Rp.
24. Aug. 10 Rp.	28. Sept. 10 Rp.	26. Okt. 10 Rp.	23. Nov. 10 Rp.	28. Dez. 10 Rp.
31. Aug. 10 Rp.	—	—	30. Nov. 10 Rp.	—

Eidg. Währungsamt – Bern

Muster einer Freigeldnote nach den Vorschlägen der Anhänger dieser neuen Geld- und Wirtschaftsform

Zahlen hat sich selbst der findige Korrespondent des „Kölner-Tagblatt" nicht mehr zurechtgefunden.

Wird das Geld der Zukunft in der Tasche brennen?

Es sind schon ganze Bücher geschrieben worden, die zu beweisen versuchen, daß wir lediglich ein anderes Geldsystem einzuführen brauchen, um für alle Zukunft Wirtschaftskrisen auszuschalten und zu vermeiden. Bisher hat noch kein Staat das Wagnis auf sich genommen, das alles beglückende „Freigeld" einzuführen. Ein in diesen Zukunftsideen beschlagener Verfechter sagt dazu: „Unser heutiges Geld kann gehamstert werden und wird so der Wirtschaft entzogen, daraus entstehen wirtschaftliche Katastrophen. Um das zu vermeiden, müssen wir das Geld mit einem Schwund belasten, indem zum Beispiel eine Hunderternote jeden Monat mit einem Verlust von 50 Rp. belegt wird. Der Besitzer sucht sie daher so rasch wie möglich weiter zu geben, um diesem Schwund zu entgehen und ihn dem lieben Nachbarn anzuhängen. Damit ist die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes gesichert. Das Geld im Kassenschrank wird mit der Zeit zu Nichts." Daß bei einem solchen Geldsystem eine tolle Zeit anbrechen würde, das können sich die Erfinder wohl nicht ausmalen. Es würde ein Geldkuriosum entstehen, das in der ganzen Geschichte des Zahlungswesens seinesgleichen zu suchen hätte.

Emanuel Riggenbach

Das *böse* Geld

Das Geld steht nicht hoch im Kurs bei den Dichtern und Philosophen. Schon ein alter Freund Schillers schrieb:

Das böse Geld, die böse Welt!
Traut keiner Außenseite!
Die Leute machen falsches Geld,
Das Geld macht falsche Leute.

Und Geld und Gold sind nahe verwandt.

Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir,

sagt Goethe, und sein Gretchen klagt:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles, ach, wir Armen!

Und noch heute gehen wohl Tausende und Abertausende, die vom Leben manches gesehen und erfahren haben, mit dem alten J. M. Miller einig:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!

Leider gilt heute noch der uralte Spruch: Geld regiert die Welt. Und ein anderer verkündet wie zum Troste: das Geld liegt auf der Straße; man muß es nur aufzuheben wissen.

Wer immer die rechten glücklichen Augen hätte, es wahrzunehmen, um es sich anzueignen!

Ein Psycholog von heute behauptet — und er dürfte nicht so unrecht haben! — Sage mir, wie ein Mensch mit dem Gelde umgeht, und ich will dir sagen, wer er ist.

Von einem alten verhutzelten Männlein in den Bergen weiß ich eine seltsame Geschichte. Es

stellte sich zuzeiten der Sommersaison, da Einheimische und Fremde in Scharen über die Alpen wanderten, an einem Holzgatter auf und öffnete ihn freundlich, wenn jemand daherkam. Er nahm sein Käpplein vom Kopf, wünschte dem Vorübergehenden einen guten Tag und eine schöne Reise. Das Ferienvolk hatte Mitleid mit ihm, musterte sein zerlumptes Gewand und bemerkte manchmal: O weh! Der Alte! was für ein kärgliches, trauriges Dasein er fristet! Kriecht in einen Stadel unter und weiß, was Hunger ist. Wie übel muß es ihm erst ergehen im Winter!

Die Fremden greifen in die Tasche und legen ihm einen Fünfer, einen Batzen oder gar einen Zwanziger in die hohle Hand und ausnahmsweise einmal einer, der nicht zu rechnen braucht, aus lauter Mitleid ein Fränklein. Der Beschenkte spricht ein zutrauliches „Dank euch Gott", lächelt dazu und winkt dem Enteilenden nach.

Das Männlein hat seit Jahren seinen Posten inne gehalten. Man kannte ihn ringsum, erkundigte sich nach ihm und nahm Teil an seinem Schicksal; mancherlei wurde von ihm erzählt, wunderliche Abenteuer aus der Jugend und wie ein früher Bresten ihn alt und einsam gemacht habe. Wie eine Sage erzählte man sich's, denn niemand wußte im Grunde etwas Bestimmtes.

Einmal im Juli hatte das Männchen seinen Posten verlassen. Die oft wiederkehrenden Gäste erkundigten sich nach ihm. Da hieß es: der Sebantoni sei im Frühjahr gestorben, um die Zeit, da die Lawinen zu Tale donnerten. Da hatte ihr rauher Luftzug auch seinem Lebenslämplein das Licht ausgeblasen.

Doch siehe: Als ein paar Verwandte in seinem Stadel die Sachen durchmusterten, die ihm gehörten, kamen Säcklein mit Münzen und Noten, Kupfer, Silber und Papier zum Vorschein, und als alles Geld gezählt war, machte es die schöne Summe von über 30 000 Franken aus. Ei, gab das ein Erstaunen auf den Bergen! Der Josebantoni war ja gar nicht so bettelarm gewesen und im Verhältnis zu seinesgleichen, zu den Sennen und Käsern und Wildheuern, ein wohlhabender Mann. Und er hatte eine so ganz andere Rolle gespielt. Die Erde war ihm eine Bühne gewesen, und er hatte alle zum Besten gehalten, die Einheimischen, die Ferienleute und Wandervögel, die Deutschen und Engländer, die er durch sein Törlein hatte schlüpfen lassen.

Nur eines hatte er nie gemerkt: sich selber hatte er wohl den übelsten Streich gespielt. Wie hätte er sich mit diesem Sümmchen sein Leben einrichten können! Ein anderer würde sich längst ein Gütchen gekauft haben. Er hätte irgend ein Geschäftlein unternommen und die Batzen nicht am Trockenen liegen gelassen. Zum mindesten hätte ihm die Sparkasse in seinem Heimatdorfe im Tal gute Zinsen bezahlt, und seine Reserven hätten sich im Handumdrehen und ohne sein Zutun vermehrt. Zu einem Sonntagsstaat aus Guttuch hätte es gelangt, zu einem Pfeifchen und Tabak und zu manchem Schoppen im „Goldenen Ochsen". Aber er hatte aus einer unbegreiflichen Laune heraus sich von allem nichts gegönnt, in Sturm und Wetter ausgehalten und zur Nacht einen Heuboden vorgezogen, während er doch in ein behagliches Bett mit weißem Überzug hätte schlüpfen können.

War's Geiz, eine unbegreifliche Lust, mit den Menschen Verstecken zu spielen? Vielleicht ein Erbübel eines seiner Vorfahren, der ein Schalksnarr gewesen war und sich in der ganzen Welt herumgetrieben hatte.

Jetzt lachten die paar Verwandten, die auf einmal an diesem blanken Gelde teilhatten. Auf lange hinaus waren sie mit kleinen Münzen versehen, und zum Wechseln hatten sie erst noch ein Beiglein Noten, Zwanziger, Fünfziger und Hunderter. Ihrem Josebantoni bewahrten sie ein gutes Andenken, und sommers, wenn die Glocken der weidenden Kühe läuteten, erzählten sich die Hirtenbuben kurzweilige Geschichten von ihm. —

Ein Gegenstück zu diesem sparsamen Batzensammler ist der junge Millionär, der sein Geld sozusagen scheffelweise aus dem Fenster warf. Er glaubte, auf keinen Boden zu kommen und ließ sich von jedem betören, der ihm mit guter Beredsamkeit ein glänzendes Geschäft vorspiegelte und ihn mit schönen Versprechungen gewann, an ihnen teilzunehmen. Es brauchte ja nur 40 000, dort nur 20 000 Franken, und ein anderer war gar mit 5000 Franken zufrieden. Aber eines Tages schien die Herrlichkeit auf einmal ein Ende zu nehmen, und als der allzu gutgläubige Kaufmann sein Restlein zählte, war's höchste Zeit, die

offene Hand zu schließen, wenn er nicht ganz auf dem Trockenen sitzen wollte.

Richtig haushalten ist wohl eine Kunst. Vom Knausern bis zum Verschleudern der Mittel liegt ein weiter Weg. Auf mannigfaltige Weise wird er beschritten. Da kommt der Zaghafte daher, der sich von der Zukunft noch goldene Berge verspricht. Er rechnet und fragt sich: Was darf ich mir leisten? Ein anderer denkt nicht an morgen, und an übermorgen schon gar nicht. Das ist der leichte Vogel, oder der unverbesserliche Optimist, der nicht daran glaubt, daß sich der Himmel überziehen könnte. Und wieder ein anderer liebt den Schein. Man soll sich nicht lumpen lassen! Ein flottes Aussehen macht Eroberungen. So läßt man da ein Fränklein springen und dort eins und hofft es doppelt wieder einzubringen.

Ein peinlich abgewogenes Budget wirkt heute unmodern. Das Geld muß rollen, verlangt die Jugend. Sie weiß es aus eigener Erfahrung noch nicht, wieviel es braucht, bis ein Tausender-Schein verdient ist. Der fleißige Hausvater vergißt es nicht, was er sich alles versagt hat, um ein paar Goldvögel in die Sparkasse tragen zu können. Und dort, der Draufgänger behauptet: ein Auto schafft mir Kredit. In meinem neuen Mercedes darf ich vor dem Hause des Direktors Finsterwald vorfahren. Seine Tochter liebt es, sonntags eine Landpartie zu unternehmen. Man hält des Abends vor einem der bekannten Gasthöfe und bestellt von seinen berühmten Fischen und Weinen. Es kostet wohl manchen Batzen. Aber, was tut's! So erobert man sein Schätzchen. Denn auch dieses liebt es, vor der Welt in hellem Lichte dazustehen.

Man braucht und braucht.

Und das Geld?

Das Teufelchen mag sich ins Fäustchen lachen. Denn alle hat es am Gängelband. Die meisten beten es an. Und andere fluchen ihm, weil es sie nicht schlafen läßt. Sie wissen nicht wo aus und ein, denn Lücken sind da, die ausgefüllt werden müssen. Termine rücken heran, und Zahlungen werden fällig. An einem andern Orte haben sich Verluste eingestellt. Die besten Berechnungen stimmten nicht. Auf Sand wurde gebaut, und plötzlich stürzte das Kartenhaus zusammen. Durch jene Türe schlich eine Krankheit und zwang die Mutter auf ein langes Schmerzenslager. Aber auch wehe dem Begüterten! Denn seine Reichtümer machen ihm zu schaffen. Sie geben ihm Rätsel auf: wie halt ich sie in so kritischen Zeiten fest, ohne daß sie mir unter den Händen zerfließen? Bis in die Träume hinein verfolgen sie ihn und gaukeln ihm Geschichten vor, in denen alles drunter und drüber geht.

Da ist der echte Philosoph am Platze. Er behält seine Ruhe und macht sich Überlegungen. Das Geld, sagt er sich, ist eine schöne Sache. Aber ich will um keinen Preis sein Sklave werden. Ich laß mich nicht ködern von ihm. Es verdient nicht den Tanz, den jung und alt um die goldenen Altäre aufführen. Man macht die Reverenz vor ihm, die ihm gebührt, und weist es in die Schranken, wo es sein Haupt erheben will, denn die schönsten und edelsten Güter des Lebens vermag es doch keinem zu verschaffen. Kein Flecklein vom blauen Himmel kann man kaufen, keinen währschaften Händedruck und keinen Blick eines Menschen, der dich liebt, keinen Sinn, der sich an einem Bächlein vergnügt, an einem Lied oder einer Symphonie, am Zauber einer Blume, an den Farben des Regenbogens. Und wer vermöchte mit Geld nur eine Stunde seiner köstlich verbrachten Jugendzeit zurückzugewinnen, wer verschafft sich ein Alter ohne Beschwerden, selbst, wenn er ein ganzes Vermögen daran wendete, und wer beschwichtigte mit den reichsten Schätzen den Tod, der an die Türe eines jeden klopft?

So weist uns das Schicksal, das über uns schwebt, die goldene Mitte in der Beurteilung der irdischen Güter. Es zeigt, wie keinem die Bäume in den Himmel wachsen, aber auch keiner so tief in der Not versinkt, daß er verzweifeln müßte. Das Herz der Menschen ist nicht von Stein und der soziale Staat von heute läßt keinen untergehen. Es ist immer ein Scherflein da, das den Hungernden stärkt, dem Obdachlosen eine Stätte bestimmt, wo er sein Haupt niederlegen kann. Dem Gebrechlichen gibt es eine Stütze in die Hand und weist dem Ratlosen, der sich im Nebel verirrt hat, einen Pfad, der wieder an die Sonne führt. Dieses Kunststück bringt das böse, das vielgescholtene Geld fertig.

Und jetzt wissen wir, warum es auch solche gibt, die sagen: das liebe Geld!

Ernst Eschmann